

Meine beiden letzten Tage in der Front.

Ein Berliner Genosse, der bei Opatowitz gekämpft hat und dort verwundet wurde, schreibt uns:

Ein wunderbarer Morgen dämmerte herauf. Ein Sonntagmorgen. Das Morgenrot stand blutrot im Osten und veränderte einen schönen Tag. Eine dumpfe Ahnung stieg in mir empor, und ohne es recht zu wissen, summe ich leise vor mich hin: Morgenrot, Morgenrot, Leuchtet mir zum frühen Tod.

„Hilf! hilf! hilf! hilf!“ riefen in einer nahen Pappel die Späher.

Friedliche Ruhe lag über unserem Graben. Die Hälfte der Kameraden schlief; tiefe, regelmäßige Atemzüge und Schnarchen waren das einzige, das zu hören war. Die andere Hälfte stand und beobachtete lautlos, starr den Blick nach vorn durch die Schießscharten und Gucklöcher. Der Feind war ruhig. Als und zu plakte ein Explosionsgeschoss unmittelbar über uns. Doch solche Kleinigkeiten vermögen nicht einmal die Schlafenden, die so selig von ihren Lieben daheim träumen, zu stören, geschweige denn uns Wachenden aus der Ruhe zu bringen. Offenbar war der Feind, die Engländer, ebenso müde und abgepannt wie wir. Hatten wir doch tags vorher ihre Stellungen gestürmt, sie in wilder Flucht zurückgeschlagen und viele Gefangene gemacht.

Das war ein heißer Tag. Viele hatten ins Gras beißen müssen. Sie fielen, waren stumm für immer oder schrien auf und blieben röhrend liegen. Die feindlichen Maschinengewehre mähten. Tod tat tad tad tad ting mit kurzen Unterbrechungen. Und dazwischen erglitten die Granaten und piffen die Schrapnells. Aber vorwärts ging es, vorwärts, vorwärts —

Das war nicht ich, der da vorwärts stürmte, in der einen Hand das Gewehr mit aufgefingtem Seitengewehr, in der andern den großen Spaten und — die Pfeife im Munde. Das war ein anderer. Alles war mir würdevoll. Man wird fatalist in solchen Situationen. Hätte man mir die Tabakpfeife gestohlen, es hätte mir in jenen fürchterlichen Stunden weher getan als ein Bein- oder Armschuß.

In den feindlichen Reihen sah es schlimmer aus. Meter für Meter hatte unsere Artillerie vor unserem Angriff den Boden mit Granaten und Schrapnells gepöckelt und umgewälzt. Diese artilleristische Vorbereitung unseres Sturmes war von furchtbarer Wirkung. Was irgend krauchen konnte, floh oder wurde zu Gefangenen gemacht und mit Bedeckung nach hinten abgeführt. Vorwärts ging's, vorwärts, vorwärts — über Berge von Leichen.

Da will es der Zufall, daß ich beim Hinlegen unmittelbar hinter einer umgeknickten Pappel meinen Platz finde. Heute ist es mir unbegreiflich, wie ich das sich mir bietende entsetzliche Bild ohne Schauern haben sehen können. Ein Vorkämpfer unserer 305. Rörfer hatte den Baum, der ziemlich einen Meter im Durchmesser hatte, anderthalb Meter über dem Erdboden umgelegt. Und ringsumher lagen elf geferkte Soldaten der englischen Territorialarmee, die offenbar hinter dem starken Baum Schutz vor unseren Schrapnells suchten. Aber in dem mäderischen Feuer war ein Entkommen für sie unmöglich, hier ereilte sie die Schicksal.

Einen Augenblick regte sich etwas wie Mitleid in meinem Innern. Weniger mit diesen unglücklichen Opfern des Kampfes als mit denen, die daheim in Angst und Sorge um jene sind. Meine Gedanken schweiften ab, ich mußte an mein Daheim denken. Doch nur einen Augenblick, denn wir sprangen auf und stürmten weiter.

Vorwärts geh's, vorwärts — Wieder zwingt uns das starke feindliche Feuer, innige Bekanntschaft mit dem feuchten, lehmigen Boden zu machen. Uns ist es lieb, denn stochweise arbeitet die Brust eines jeden. Die Wangen fest an die kalte Erde geschmiegt, Regen wir da; die Kühlung tut so wohl. Keiner spricht ein Wort, das Heden wäre auch unnützlich. Die stummen Wände sind herab genug. Wasfen Auge verrät nicht die bange Frage: Wie soll das enden? Ping ping ping pfeifen über uns die feindlichen Infanteriegeschosse und piffen paff, einige schlagen unmittelbar vor uns ein. Wieder bide Luft.

Also weiter! Vorbei geht ein ein paar gut gepflegten feindlichen Hebelgräbern. Dann über einen Bach. Ich verliere beim Sprung über ihn mein Kochgeschirr und mit ihm das Brot, das ich in ihm verstaute. Und rings um uns in der Luft das Pfeifen und Mahen der englischen Explosionsgeschosse, das Krepieren der Schrapnells, das ferne und nahe Einschlagen feindlicher Granaten und das Donnern unserer Batterien. Ein Konzert der Hölle. Die Erde zuckt förmlich. Und über alledem strahlt der Himmel in wolkenloser Bläue und lacht die liebe Sonne. Stunden, in denen man um Jahre altert. —

Als der Abend sinkt, liegen wir ungefähr 50 Meter vor dem feindlichen Drahtzaun und graben uns ein. Mühsam geh's,

denn der feuchte, lehmige Boden klebt wie Brei an den Spaten, und wir müssen die Hände nehmen, um die stehende Erde von ihm herunterzubrühen. Doch der Graben wird fertig, und wir atmen auf. Bis zu den Knöcheln stehen wir im Wasser. Was schadet's, einigermassen sind wir ja gebadet. Das Brüllen der eisernen Kanonenschlände verstummt. Das blutige Tagewerk ist getan, und die hereinbrechende Nacht findet uns, wie wir in die Grabenwände Erde schaufeln, um auszuruhen.

Die Spannung löst sich. Ich setze meine Pfeife in Brand und trinke die Nachtluft in vollen Zügen. Zu unseren Häupten steht das Sternbild des großen Bären, so klar, so ruhig wie in der Heimat. Ein ganz eigenartiges Gefühl beschleicht mich, als ich daran denke, wie jetzt, im nämlichen Augenblick, unter seinem Scheine heitere, sorglos plaudernde Menschen in der Taubenstraße und auf dem Kurfürstendamm lustwandeln.

Eine moßtuende Ruhe umfängt uns. Nur ab und zu zerplatzt ein feindliches Explosionsgeschoss. Doch das will nichts heißen. Bischend lausen die Leuchtraketen in die Luft und bestrahlen für Minuten die Landschaft taghell. Blutigrot leuchten rechts und links Flammen zum Himmel, ein paar Einzelgehörte gehen in Feuer auf. Und die Stimmung richtig erfassend, klingt von rechts aus unserem Graben eine gut geschulte Stimme herüber:

Lobern zum Himmel, Seh ich die Flammen, Schauern ergreift mich — —

Allerdings jetzt mehr ein „Helden“, denn ein lyrischer Tenor. Dann wird es still. Der Schlaf tritt in seine Rechte. Aber jeder zweite Mann wacht und beobachtet durch die Schießscharten nach vorne, das Gewehr in der Hand, um nach zwei Stunden durch die Schlafenden abgelöst zu werden. Hockspalten werden ausgefüllt und gleiten lautlos, wie Schlangen, über den Grabenrand und durch das feuchte Gras. Doch die Nacht bleibt ruhig.

Mit dem androgynen Tage stellt sich aber ein Qualgeist ein, der Hunger. Das abendliche Essen hatte wegen des Sturmes unterbleiben müssen. Zudem konnten die Gulaschkanonen unmöglich nachrücken. Ueberdies hatte ich ja während des Angriffs das Koch, mein Kochgeschirr nebst dem darin enthaltenen Brot zu verlieren. Ein Kamerad hilft mir etwas Brot aus, und in der Ecke des Tornisters findet sich eine Schmalzbratpfanne, deren Inhalt zusammengesammelt und auf die Stelle geschmiert wird. Es schmeckt auch ohne Salz. Hunger ist der beste Koch. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Zur Geschichte der Butter.

Wir sind gar keine starken Butteresser, wie man vielleicht glauben sollte, wenn man täglich darüber klagt, daß die Butterpreise in die Höhe gehen und damit dem Volke ein unentbehrliches Nahrungsmittel verlagert wird. Nach sachmännischer Schätzung ist der Verbrauch in Deutschland auf 18 Gramm für den Kopf und Tag berechnet, was 18 1/2 Pfund im Jahr, also etwas über ein Pfund im Monat ausmachen würde. Die Tatsache mag richtig sein, man muß aber im Zusammenhang damit den Verbrauch an anderen Speisefetten, Margarine und Schmelzbraten, berechnen und bedenken, daß diese beiden nicht mehr wie vor dem Kriege zu den billigen Nahrungsmitteln gehören, ja überhaupt nur noch schwer zu haben sind.

Seit wann die Naturbutter zu den menschlichen Nahrungsmitteln gehört, ist sehr schwer festzustellen. Unsere ältesten Literaturdenkmäler berichten nichts darüber. Selbst Homer, in dessen Umwelt die Viehzucht eine so große Rolle spielt, weiß nur von Käse und immer wieder Käse zu erzählen. Käse und Brot und fettes Fleisch vertilgen seine Helden genug; aber niemand denkt an Butter. Gelehrte wollen wissen, daß auch die Römer noch nicht gebuttert haben und daß diese Kunst erst von ihnen in Germanien gelernt sei. Aber auch hier gibt die Literatur keinen Anhalt. Tacitus erwähnt wohl das Bier und die Wildbraten der alten Deutschen, aber von Butter weiß er auch nichts.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters muß es mit der Butter noch schwach bestellt gewesen sein, denn nichts wird zu ihrem Ruhme verkündet. Nur läßt sich mit Bestimmtheit voraussetzen, daß sie zahlreiche Liebhaber hinter den Klostermauern gefunden hat. Nichtsdestoweniger haben die geistlichen Herren auch in ihren inhaltreichen Folianten die Butter nicht erwähnt. Bezeugend ist auch, daß in den mittelalterlichen Städten unter den Namen der Pflüge zunächst der „Milchmarkt“ und erst später der „Buttermarkt“ auftaucht; nicht minder, daß in den Rechnungen für die großen Gostereien, die der Rat zu Nürnberg während des Karnevals 1408 dem Markgrafen Friedrich von Ansbach und anderen Fürstlichkeiten gab, die Ausgabe für Butter fehlt, obwohl alle gelesenen Nahrungsmittel genau spezifiziert sind, darunter auch 1002 Pfund

Schmalz, das Pfund zu acht Pfennig. Möglich, daß ein Teil dieses Schmalzes mit Butter identisch ist, denn in spätmittelalterlichen Vollzeiterordnungen ist öfter von „Milchschmalz“ die Rede. Später, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, spricht Hans von Schweinichen von „Butterschmalz“. Sein Bericht über die Hochzeit des böhmischen Erbprinzen Wilhelm von Rosenberg zählt wahre Chimborassos aller möglichen Freßalien auf; an Butterschmalz allein wurden 117 Zentner verbraucht.

In den ältesten gedruckten Kochbüchern findet sich die Butter vereinzelt angeführt. Seit dem 17. Jahrhundert, wo sie auch schon in Gedichten vorkommt, hat sie dann im feineren Haushalt mehr und mehr Aufnahme gefunden. Anstelle der Morgensuppe tritt schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Gebäck und Butter. Das trockene Brot weicht mit dem wachsenden Wohlstand dem Butterbrot. Seitdem ist die Butterbemme in der deutschen Familie ein lieber Hausgenosse geblieben, und nichts mutet uns in Goethes Werk so deutlich und vertraut an, wie die Szene im „Werther“, da Lotte ihren Geschwistern die Butterbrote zur Abendmahlzeit ausstellt.

Aus der Seele des französischen Soldaten.

In der „Semaine Littéraire“ veröffentlicht Romain Rolland zwei Briefe, die ein als Unteroffizier im Felde stehender französischer Lehrer, ein alter Verehrer des Dichters, an ihn gerichtet hat. Diese Briefe, die übrigens ihrem Verfasser nach Form und Inhalt durchaus Ehre machen, eröffnen einen Blick in das Seelenleben und die Stimmungen des französischen Soldaten. Es heißt in einem dieser Briefe (wir benutzen eine Uebersetzung der „Neuen Zürcher Zeitung“): „Alles, was ich gesehen und gehört habe, seitdem ich hier bin, hat mich davon überzeugt, daß der Krieg nie genug gehaßt werden kann, sowie ferner, daß er von denen, die ihn führen, von Herzensgrunde gehaßt wird. Er ist herzlich verhaßt. Der „Pöbel“ (der Soldat) hat nichts von einem Helden an sich; sein lebhafter Wunsch ist, aus dem Kriege heimzukehren und nie mehr wieder damit zu beginnen. Ich versichere Sie, daß die Krieger von heute die sichersten Friedensfreunde der Zukunft sind. Diese Menschen werden ihre Pflicht auch weiterhin tun; denn das ist notwendig für den Frieden, für den siegreichen Frieden, der das Wesentliche ihrer Gedanken ausmacht. Der Krieg verdient gehaßt zu werden, denn abgesehen von all seinen Schrecken, die man sich nicht vorstellen kann, hat er nicht einmal das so oft gerühmte Verdienst, in den Seelen die heroischen Tugenden zu wecken und festzuhalten. Die Anfangskrisis ist längst dahin. Nach der Vegetation eines Augenblicks, die alles Niedrige und Mittelmäßige zum Schweigen gebracht hatte, sind die Seelen sehr schnell wieder das geworden, was sie waren: die einen vornehm, die anderen gering, die Mehrzahl ohne Größe wie ohne Niedrigkeit, einfach und anspruchslos. Tausend Kilometer von ihrem Feldern entfernt finde ich unsere Landleute wieder, wie sie auf dem Lande sind: wie sie die Verhältnisse mit fatalistischem Vergnügen hinnehmen, ihre Aufgabe willig und mit der gewohnten Geduld erfüllen, sich käuflich belagern und immer gehorchen, keineswegs heldische, aber tüchtige Menschen. Der Krieg hat nichts in ihnen geschaffen, er hat ihnen keine Eigenschaft beibringt, die sie nicht schon besaßen.“ Was die Lobgesänge zu Ehren der Soldaten anbetrifft, die die französischen Zeitungen anstimmen, so bemerkt der Briefschreiber, daß die Soldaten, die sich in diesen Auslassungen nicht wiedererkennen, nur darüber lachen, ebenso, wie sie über die gefälschten Silber lachen, die den Anspruch erheben, das innere Leben an der Front kennen zu lehren. „Sie lassen sich kein X für ein U machen, sie sehen den Krieg zu sehr in der Nähe, um ihn malerisch, ideal, wohlthätig zu finden. Daß der Krieg bei einigen eine reinigende Krisis hervorgebracht hat, glaube ich gern; daß er aber die Gesamtheit verändert, der Masse eine Richtung aufgedrückt habe, die einige gern bei ihr sehen möchten, das leugne ich. Der ungeheure Wunsch, der bei allen zum Ausdruck kommt, die der Krieg zusammengeführt hat, ist, daß er nicht wieder beginne, daß ihre Kinder seine Mäßigkeit nicht mehr lernen können.“

Notizen.

— Musikchronik. Die Kammermusikabende des Steiner-Rothstein-Quartetts im Lessing-Museum (Waldstr. 19) nehmen Mittwoch, den 20. Oktober, ihren Anfang und folgen zweitägig. Der erste Abend bringt Streichquartette von Schubert und Dvorák. Anfang 8 1/2 Uhr. Eintritt 50 Pf. — Das zweite Volks-Sinfoniekonzert des Blüthner-Orchesters findet am Donnerstag, den 21. d. M., abends 8 1/2 Uhr, im Schultze'schen Hofsaal 22/31, statt.

— Eines Dichters Heimatssehnsucht. Der Schweizerische Schriftstellerverein hat durch Vermittlung des britischen Gesandten in Bern an die britische Regierung das Gesuch sicherer Geleites für den deutschen Dichter Dautschenden gerichtet, der seit Ausbruch des Krieges in Sumatra festgesetzt und dort schwer erkrankt.

dem fieberhaften Beben seiner Hände, an der heftigen Erregung, die ihm die Kehle schnürte. Wußte er übrigens nicht schon genug? Er meinte, daß er gar nichts mehr hinzuerfahren könnte. Er wurde feig, noch einmal ergriff ihn die Furcht vor der Wahrheit und die unerträgliche Pein, die mit ihr im Zusammenhang stand. Von einem panischen Schrecken erfaßt, schickte er sich an, zu fliehen, als ihn ein Einfall erstarren machte und sah an Ort und Stelle hestete. Auch Jannah war mit in das „Weiße Roth“ gekommen. Das Frauenzimmer hatte das Kleine also nicht zu Hause gelassen. Sicher hatte sie es mitgenommen. O Unglück! So klein sie noch wahr, wohnte Martha also der Aufführung ihrer Mutter bei, und deren Sünde bespricht sie mit ihrem Schmutz.

Eine magnetische Gewalt hielt den Mann jetzt an den niedrigen Wänden des „Weißen Koffes“ fest. Er erinnerte sich einer vorangegangenen Luise, durch die man in das Hauptzimmer der Schenke blicken konnte. Er wandte sich zur Linken, ging am Kaminstall vorbei, an einem Schuppen und einem Verschlag, wo die Adergeräte untergebracht waren. Die abgetrennten Ranken eines Weinstocks lagen im Wege umher, es gab eine breite, freie Stelle. Er achtete nicht darauf, gelangte zu der Luise und schlang sich hinauf. Hinter ihm weiteten sich endlos gegen die Höhe des Mont-aux-Faucons, des Weilers de la Guerre und der Dörfer Segelfem und Schoorisse hin die blauen, von dem eisigen Hauch des Nordost gelegten Wiesen.

Und er sah. Und für Augenblicke litt er die ewige Dual der Verdammten. Der einzige Grund, den er gehabt hatte, in Pein und Sorge zu leben, zerging in einer fürchterlichen Nichtswürdigkeit. Er hatte geglaubt, eine Vorstellung von seinem Leid zu haben. Seine Einbildungen waren kindisch im Vergleich mit der Wirklichkeit. Sie wehte ihm den glühenden Atem von Höllenbränden entgegen. Wenn wir unserem Risikogeld noch nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, bleibt uns noch immer Hoffnung, daß es vielleicht doch nicht so schrecklich ist, und ganz so umfassend, wie man es uns geschildert hat. Hure! So hatte der Brief also doch nicht gelogen! Dieser schändliche Brief behielt den ansässigen Zweifel eines braven Mannes gegenüber recht! Blicb sogar hinter der Wahrheit zurück! Er sah Hilla auf den Knien sein Donkas sitzen, ihm die Arme um den Hals schlingen,

unzüchtig ihm den Dusen an die Brust drücken. Sie küßte ihn aus aller Kraft, ohne Ahnung, daß das Gesicht an das Fenster gepreßt, ihr Gatte sie beobachtete, starr, leuchtend, mit fürchterlich stierem Auge.

Er tastete in die Tasche, nach dem Messer. „Ich steche sie nieder, bei Gott!“ Sehr schnell wiederholte er die Todesworte. Die anderen waren nicht mehr vorhanden. Mit verschwommenen düsternen Formen bewegten sie sich in einer Art von Nebel, aus dem sich nur die schändliche Klarheit des Ehebruchs hervorhob.

Aber die erschreckte Geste Jannahs hatte die Aufmerksamkeit der Begleitgenossen auf Hilla gelenkt. Instinktiv machte er einen Sprung nach rechts hin. Er ging am Stall hin, aus dem das kräftige Atmen der Tiere drang, und stürzte ein Gähnen hinab, wobei seine Schuhe den Schutt ins Rollen brachten.

„Mein Gott! Mein Gott! Mein Gott!“ Am Kreuzweg hatte er vor dem gekreuzigten Christ jäh Halt gemacht. Auch der da war ein Märtyrer. Auf der morschen Bank knien, umschlang er eng die mageren Beine des Gekreuzigten. Er hatte seine Wäsche herabgerissen und weinte, schluchzend seine glühende Wange gegen die eisüberzogenen Füße des göttlichen Meisters gedrückt. Sein Herz barst vor ungeheurem Schmerz. Flüche mischte er mit Gebetsworten, fürchterliche Drohungen mit dem Aufschwung seiner Andacht. Warum sein töten? Dieser Junge war nicht der am meisten Schuldige. Hatte er nicht gesehen, wie er die Anerbietungen der Dirne zurückwies und sich ihren unzüchtigen Umarmungen zu entziehen suchte? Vielleicht unterlag er der sündigen Liebe dieses Weibes, toll von ihrem Leib, von Begier und Wollust gepeinigt, wie von einem Fluch? Der liebe Hella hatte recht: „Das Weib ist es, das das Werk Satans vollendet.“

Er raffte sich wieder auf, lief durch Pfützen, das feuchte Gras der Gräben, an seinen eisenschlagenen Schuhen allen Schmutz der grundlosen Wege mitschleppend. Er hatte den Ruf ferner Stimmen vernommen. Was tat's!

Diese Hilla! . . . Wohl, er bereitete ihr ihr Verdict, vor Gott selbst, der in ihm war. Er kostete die düstere Freude eines Folterrechts in Erwartung der Quaken und des Blutes, das er vorausjah.

(Fortf. folgt.)

Rotes Vlamenblut.

52] Von Pierre Broodcoorens.

Aber wer war das seltsame Wesen, dem diese unbewegliche und teilnahmslose Maske, diese mit zahllosen Löchern besetzte Maske gehörte, die wie der Kopf eines Enthaupteten auf dem äußersten Rand der Luise stand, die auf den Hof des „Weißen Koffes“ hinausblühte?

Es mochte ungefähr eine Viertelstunde her sein, daß dies schreckliche Gesicht auf dem schwarzen Grunde der Nacht die wüste Orgie beobachtete wie ein Theaterspiel. Jannah Gitters war die erste, die es wahrnahm.

„Wer ist die Maske da? Es ist doch niemand 'ausgegangen?'“ stammelte sie erschreckt.

„Zehn Stimmen fragten auf einmal: „Wo?“

„Aber da.“

Sie wies nach der Luise hin. Man stürzte hinzu.

Wie ein Irrlicht war die Erscheinung verschwunden.

12.

Die Vorhänge der vier Fenster des „Weißen Koffes“ waren heruntergelassen, als durch Felber und Wiesen Souhe Flohil endlich bei der Schenke angelangt war. Ein großes Panisfeld, durch einen Steig in zwei Hälften geteilt, schob sich zwischen das Haus und den Weg. Zur Linken hob sich über eine unregelmäßige Hecke das Durcheinander der dünnen Wipfel eines Obstgartens und zeichnete sich sauber gegen einen Teil des Mondhimmels ab. Zur Rechten, ein Stück vom Hof ab, lagen unter einer Strohdachung Holzstücke aufgeschapelt. Bei einem Winkel des Gartens erhob sich vor der Tür ein Brunnen.

In dem Augenblick, wo er schon an die Tür klopfen wollte — die aus Furcht vor Kontrolle, weil Blirine Zap die Schenke eben erst eröffnet hatte und noch keine Gewerbesteuer bezahlt, doppelt verschlossen war — zögerte Souhe. Sofort hatte er in dem Gelärm die Stimmen Mein Donkas, Jannah Gitters und Hilla erkannt. Wenn er sich verriete! Schon schlug ihm das Herz bis in die Kehle vor rasendem, innerem Beben. Seine Schläfen sausten. Nein, er würde die Selbstbeherrschung verlieren. Er fühlte es an



